

Zweites Kapitel

Der Hundertjährige und seine Sammlung

1888, Berlin

Pres
nach
oren
ife=
acht

11, I	11, I								
19, C	7, B								
15, E	6, C								
22, B	8, B								
20, B	5, C								
18, C	4, D								
11, F	8, B								
15, E	2, E								

Der Mann, der ihm das Tor geöffnet hatte, leuchtete dem Maestro mit einer Laterne ins Gesicht. Es war der Senator selbst. Er erkannte den Freund, Innigkeit bemächtigte sich seiner Gestalt. Stumm stellte er zuerst die Laterne fort, dann umarmte er den Gast: „Die Götter lügen nicht, mein Verdil! Heute Nacht hat mir geträumt, ich würde dich sehen!“ Diese einfachen Worte, die trotz ihres antiken Anklangs Natur und Stil zur Echtheit verbanden, die Welle von Liebe, mit der sie zu ihm kamen, verfestigten den Maestro in Verlegenheit.

Der Panzer von Scham und Einsamkeit, der all seine Bewegungen hemmte, machte ihn hystlos vor jeder Offenheit der Empfindung. — Exhibition und Qual war ein und dasselbe. Mit zusammengebeissenen Zähnen, im Sturmschritt, den Atem schmerzhaft verhaltend, stürzte er (so oft) nach dem letzten Akt der Premiere vor die Rampe, wenn das Publikum sich nicht mehr zügelte, wenn der Opernunternehmer, augenrollend, schon die Haare raufte, um des Erfolges willen ihn sammervoll beschwor, und die Sänger wütend auf ihn eindrangten. Und ebenso schnell wieder im Sturmschritt verließ er die Rampe.

Die gleiche Pein war jede seelische Schaustellung. Eine Sängerin konnte sich rühmen, nach dem letzten Akkord der großen Macbeth'szene seine Tränen gesehen zu haben. — Aber er verzieh es ihr niemals.

War ihm die Überwindung, sich selbst zu zeigen, fast unmöglich, so erschraf er zart davor, wenn ein anderer ihm sein Gemüt aufschloß. — Negative Affekte allerdings, Feindschaft, Angriff, Haß waren leicht zu ertragen. Liebe und Wohlwollen beschämten tief. Im Wort war Tod.

Und so war er mißverstanden worden, kalt, hart, hochfahrend gescholten jahrzehntelang!

Verdi hielt die Hand des Senators sehr lang in der seinen, dann die Verlegenheit hinter dem ihm eigenen leicht spöttischen Humor verlarvend, sagte er mit etwas gezwungener Wohlgefegtheit:

„Nun! Da du alle Einladungen mit Absicht ignorierst und man einmal nur im Jahrzehnt deine böje Miene siehst, komme ich hier selbst, Freund!“

II

Der Senator, — wir nennen ihn so, obgleich er schon vor vielen Jahren diesen vom Königreich verlebten Rang abgelegt hatte, — war ein sehr würdiger Name des Risorgimento's. Sohn eines Mannes, der nur durch eine gnädige Laune Franz des Ersten und Antonio Salvozzis, des Inquisitors, dem Tod auf dem Spielsberg entgangen war, hatte er an allen Phasen der Revolution vom Jahre fünfundsießig an, dem dreißigjährigen seines Lebens, tätig teilgenommen.

In seiner Schwäche für idealistische Utopien, die ihn sein ganzes Leben nicht verließ, war er aus einem Anhänger des emphatischen Priester-Träumers Gioberti zum Schüler des nur um acht Jahre älteren Mazzini geworden, in dem er den geliebten und endgültigen Meister fand. — An der Seite Mazzinis und Garibaldi's schlug er sich vor den Laren des befreiten Roms gegen den französischen Pfaffen-general Dudinet, der die Aufgabe hatte, den Feig nach Gaeta geflüchteten Pius wieder auf den Lateran zu führen.

Die kurzen Kaufstage der Römerrepublik galten ihm als die große Zeit seines Lebens. Später war er einer von den wenigen, der des großen Sozialphilosophen und Patrioten englischen Uysl eine Zeitlang freiwillig teilte. Wenn der Senator auch nicht in der allerersten, berühmtesten Führer- und Heldenreihe der Stovane Italia stand,

— zum Politiker großen Stills war sein Naturell zu weich, zu musisch, — so war er doch der nächste Freund der Großen, und mehr als das, Anreger, Mann des Einfalls, den man im Rat der Verschwörung nur ungern misste.

Der Glanz der großen Epopöe hatte sich schließlich auch um seinen Namen gesammelt. Dieser Name stand dicht unter dem von Manin und Enrico Cosenz auf dem Revolutionsdekret Venedigs. Zwanzig Jahre später bemühten sich schon die Ministerpräsidenten, vor allem Lanza, vergebens, ihn in ihr Kabinett einzureihen.

Nach erfolgter Einigung der Nation wurde er in den Senat des Dritten Rom berufen. Ein Jahr, — er hielt es für seine patriotische Pflicht, — blieb er Senator. Dann kam auch über ihn die große Enttäuschung aller revolutionären Demokraten am Königreich, die Enttäuschung der feurig-hoffenden Geister, die den jugendlichen Sturm des Jahrhundert's mitgestürmt hatten, um seinen schlaffen, geistlichen Ausgang miterleben zu müssen. Nach einem kurzen Siegestaumel, dessen Rausch nur einen Augenblick lang die qualende Wahrheitstimme überäubte, legte der Republikaner und Mazzinist die Senatswürde in die Hände Savoyas zurück.

Der direkte Anstoß zu dieser Tat war der Tod seines Helden und Meisters, der im gleichen Jahr, unverfehnt mit der Fügung der Dinge, zu Pisa starb.

Keiner historischen Generation geschieht in unseren Tagen so viel Unrecht als der unserer Großväter, deren Geburtsstunde in das erste und zweite Jahrzehnt des abgelaufenen Säkulums fällt. — Ihr reiner Begriff der Freiheit, ihre

lebensliche Einfachheit, ihre gesunde Kampflust und Kühnheit, ihr Streben nach Autonomie des Einzelnen und Ganzen, all das wird mit dem politischen Schimpfwort Liberalismus niedergeschlagen. — Der Geist der Romantik hat über den Geist von Achtundvierzig gesiegt. Der Geist der Romantik, Verbündeter aller heiligen Allsangen, Knecht jeder zweifelhaften Autorität, dieser Geist des Wahnsinns, sofern Wahnsinn die Flucht vor der Wirklichkeit bedeutet, dieser Dämon unaufgeräumter und deshalb schwülstiger Gemüther, dieser Narzissus der Tiefe, dem der Abgrund ein süßner Nektar ist, dieser Gott der Verwickelung und Widerlichkeit, dieser Abgott erstorbener Sinnlichkeit, verbotener Reize, scheinheiliger Gebärden, krankhafter Vergewaltigungen, der böse Geist der Romantik, terroristisch von rechts und links, diese Pest Europas hat die lebenswilligste Jugend besiegt, um heute noch zu herrschen.

Der Senator, Verdis Freund, war der inkarnierte Typus der Generation von 1848. Hochgewachsen, corpulent, mit vorgewälzt wasserblauen Augen, deutlicher Neigung zum Kropf, den ungeheuren, apoplektisch geröteten Kopf von grauer Löwenmähne und kurzem Bart umrahmt, füllte diese laute Figur jeden Raum aus, den sie betrat, zog mit ihrer lebensvollen Schwere die Gesellschaft sogleich an sich. Dazu kam noch eine dunkelschwingende Stimme, die jeden Satz, den sie sprach, sonor melodiöser und ein Lachen aus der Tiefe, an dem jeder Widerspruch zunichte ward.

Der Senator, gleichen Alters wie der Maestro, hatte dessen Aufstieg mit einer Art monomaniachen Aufstiegsbungen verfolgt. In den ersten Jahren der verdischen Entwicklung, seit Nabucco, dieser Oper, die durch ihren

sakralen Herzensklang das italienische Publikum aus seinem süßen Schlendrian riß, — seit Nabucco hatte der Senator keine Premiere eines Verdi-Verkes versäumt. Ja, zumeist war er, mochten die Geschäfte noch so sehr drängen, über die dritte und vierte Wiederholung hinaus in der Stadt der Aufführung geblieben. Oft waren diese noch mit der Diligence getanen Reisen, bei den elenden Postverhältnissen, den ausgesuchten Schiffen der österreichischen, römischen, neapolitanischen Polizei, wahre Opfer an diese Musik, die mehr als jede andere seinen Lebensstimm herausuchen konnte.

Im Hause der Comtesse Maffei wurde oft eine Gesellschaft zum Besten gegeben, laut welcher zur Uraufführung des Corsaro in Triest der vertraglich verpflichtete Komponist nicht, dafür aber der Senator rechtzeitig eingetroffen sei. Man hat der Musik des Maestro nachgerühmt, sie hätte die Kraft selbst gänzlich unmusikalische Menschen hinzureißen. Als Beispiel wird Lavour angeführt, der zerebrale Mensch, der Mann der konstruktiven Intrige, ohne eine Spur von Musik in sich selbst, der dennoch im Augenblick, da er die Nachricht des gelungenen Anschlags von 1859 empfing, das Fenster zum überwölkerten Platz aufriß, und ohnmächtig ein Wort vor Erregung zu sprechen, die Stretta aus dem Trovatore fasslich, bebend und heiser hinauslang.

Der Senator selbst war alles andere eher als unmusikalisch. Für einen Laien und Italiener seiner Zeit durfte er sogar für erheblich musikalisch gebildet gelten. Er hatte, wenn auch nur knapp ein Jahr, bei Angelelli, einem kontrapunktsichigen Kopf, Theorie studiert, in dem schönen Orange, eine Herzenssache auch verstehen zu wollen. So hat er auch an einem großangelegten Werke Mazzinis über Musik fleißig mitgearbeitet. Bei einem monatelangen Aufenthalt

ausland lernte er durch die guten Orchester der Hauptstadt die nordische Symphonik kennen. Ueberdies spielte er selbst Klavier, Flöte und Flügelhorn.

Viel Musik kannte er und gab sich Nechenschaft über ihre vielfachen Wirkungen:

Die französischen erfüllte ihn mit Widerwillen, mochte sie sich in der Opera comique oder in den Werken der Thomas, Gounod, Massenet darbieten. Er fühlte die Antipathie des geradlinigen leidenschaftlichen Menschen gegen das Ammutige, Süße, Schmeichlerische, gegen das Grazioso.

Die deutsche Musik des Jahrhunderts machte ihn schwer. Die Seele empfand unaufgelöste Pein, manchmal überkam sie eine kurze melancholische Wonne, gleich aber war sie wieder in finstres Schicksal verstrickt, das keine Träne, kein Trost überwand.

Der Senator sagte einmal zu Verdi:

„Deutschland ist gar nicht kalt und rauh. Aber es regnet dort immer.“

Und er mußte daran denken, wie er einst als junger Mensch verzweifelt auf der Weidendammer Brücke gestanden war, mitten im Grau, in einem Meer grauer Kontrastlosigkeit, rettungslos in einer Polyphonie grauer Halböne, grauen Lärms, grauverdrossener Menschen. Fast wäre er damals dieser grauschonoddrigen Schwermut erlegen.

Während desselben Gesprächs, es war zu Beginn des deutsch-französischen Krieges, hatte er auch den Maestro nach seiner Ansicht über Beethovens Neunte Symphonie befragt.

Verdis Auge blitzte bei der Antwort:

„Siehst du, das sind die Götter, denen auch die Unwilligen opfern müssen. Da hilft nichts. Aber ich habe meinen klaren Kopf behalten. Die drei ersten Sätze sind

gut. Der letzte Teil eine Katastrophe, ein ödes empfindungsloses Durchelnanderschreiten. Ein Egoist umarmt theoretisch die Millionen. Wenn sie singen wollen, zeigen diese Ubergewaltigen, daß sie Barbaren sind. Dann nach einer Pause fügte er noch hinzu: Die Kammermusik ist an allem Schuld.

Die Musik aber, die des Senators Lebensnerv, den nackten Ort der Empfindung, sein Cor cordium, (wie er es in seiner Vorliebe für Humanisamen nannte), am gewaltigsten traf, war die seines Freundes und Jugendgefährten. Es muß eines der vielen unerforschten Geheimnisse der Generation sein, daß unsere Sprache, das heißt, die ganze sinnliche, nervöse, gedankliche, übersinnliche Welt, die in unserer Sprache zum Licht will, am unmittelbarsten und reinsten nur von demjenigen verstanden wird, die unter dem gleichen Sterngefeß geboren worden sind wie wir. Die ganze Sterblichkeit der Kunst, des menschlichen Ausdruckslebens, liegt in diesem Generationsgeheimnis beschloffen, doch ebenso ihre Unsterblichkeit, denn immer wieder werden Generationen unter ähnlicher Sternkonstellation geboren.

Die Gesänge Verdis wirkten auf den Senator wie Bergwasser auf einen Durstigen. Wenn sie ertönten, rötete sich der ohnehin schon sanguinische Kopf noch mehr, die Augen wuchsen, wurden wildlustig, der Mund tat sich auf, der Atem folgte den kurzen Schritten in kleinen erregten Stößen der Dabbegeleitung, das ganze Muskelwerk des Körpers straffte sich, stapelte Energie auf, immer mehr bereit, sich elektrisch zu entladen. — Natürlich hatte diese Spannung sich nach dem Charakter der betreffenden Nummer ihre Arten und Grade. Bei den Adagien, Andanti, Larghi, dem lyrisch

genen Einleitungs-Cantabile der Arien oder konzen Ensembles war die Reaktion ein Ruhen im Glück. Wenn die Nummer sich steigerte und übers Geröll kurzer tragischer Ausrufe oder über eine plötzliche breite Affordtreppe in die Formen ihrer Beschleunigung vom Allegro agitato bis zum Prestissimo stürmte, dann füllte sich die Brust des Senators mit Atem zum Versen, wie ein Kessel sich mit Dampf füllt, und eine befechtete Kraft erschütterte seine Natur, die sich Luft machen mußte, in einem Aufschrei, in Gesang, oder sinnlos rhythmischen Bewegungen des Körpers.

Aber über die augenblickliche hinreißende Wirkung hinaus lebte jede neuerfaßte Melodie in seinem Innern weiter wie ein Erlebnis, das im bewußten Dasein nicht stattgefunden hat, und das die Seele seit Aonen her auf ihrer Weltreise mit sich führt. Doch nicht nur vital, auch moralisch belebten diese Gesänge. Wo auch immer sie dem Senator einfielen, bei der Arbeit in seinem Zimmer, unter Leuten, in jenen Zeiten, wo er noch verhandeln, Reden halten mußte, augenblicklich fühlte er sich besser werden, den Menschen zugewandter.

Gefundungsnacht ging von ihnen aus. Einmal hatte er sich selbst während eines schweren Fiebers dadurch geheilt, daß er innerlich stundenlang diese stürmischen Melodien sang. Er schlief selig ein, und während dieses Schlafes wich die Krankheit.

In dieser Stunde hatte er vor allem die Kabaletten und Chretten Verdis in sich hervorerufen, jene verpönten quadratischen Perioden, die dem Musiker auf dem Notenblatt lächerlich erscheinen, in Wirklichkeit aber wie ein Orkan in die Menge fahren durch ihr verborgenes oder offenes Unifono.

In einem Gespräch diese Kabalotten und die ganze mußfalsche Jugend Verdis verteidigend, prägte einmal der Senator die Sentenz:

„Es kommt mehr auf Expiration (Ausatmung) als auf Inspiration (Einatmung) an.“

Ein Satz jener weltzugewandten edlen Jugend, die, wäre sie nicht zusehender geworden, Europas Schicksal anders gestaltet hätte als die siegreiche Romantik, von deren giftigen Früchten wir jetzt in Krämpfen liegen.

III

Die beiden Männer standen noch immer im schmalen Flur dieses venezianischen Hauses. Jetzt hatte sie beide die Beklemmung erfaßt, die gute Freunde wohl kennen, die sich lange Zeit nicht gesehen und in dieser Zeit viel miteinander beschäftigt haben. Der offenere von ihnen, der Senator, schüttelte als erster den Zwang ab:

„Es ist wirklich sehr merkwürdig, Verdi! Ich sitze oben mit meinen Söhnen am Tisch. Wir diskutieren und streiten wie immer. Denn was soll ein Vater anderes mit seinen Söhnen tun, wenn sie ihm großmütig einen ihrer Abende schenken!? (O, du Glücklicher!) Kulturfragen, Kunstfragen! Man ist ein Schwäger und Ofenhocker geworden. Plötzlich will ich bei irgend einem Anlaß deinen Namen in die Diskussion werfen. Aber ich tue es nicht. Warum? Weil mir gerade einfällt, daß ich von dir geträumt habe. Und da läutet es, weißt du, geradezu dramatisch läutet es. Italo will öffnen gehen. Ich halte ihn zurück. Und während ich die Schlüssel suche, das Licht nehme, die Treppen hinuntersteige, weiß ich die ganze Zeit, daß du vor dem Tor stehst.“

„Du hast mir das Rechte zugetraut. Es geht auf Ess. Du wirst aber um deinen Schlaf nicht kommen. Ich fahre mit dem Nachzug noch nach Mailand zurück.“

Auf dem Gesicht des Senators zeigte sich ein schwerer Vorwurf. Der Maestro fühlte die Pflicht, sich zu entschuldigen:

„Ich bin nur einige Stunden hier in Venedig gewesen! Freund, einen Tag lang. Habe den todkranken Vigna besucht! Es war eine von diesen unkontrollierten Ideen und Handlungen, die mich in letzter Zeit heimsuchen.“

Der Senator zog Verdi mit sich:

„Komm! Benutzen wir die Stunde, die du hast. Wie seltsam!“

Über die Treppe kamen sie in einen dunkeln Vorraum, der bewies, daß die Gedrängtheit, Enge und Dausfälligkeit so vieler Gebäude Venedigs nur scheinbar ist. Hinter diesen wunden und räumigen Fassaden verbergen sich oft prunkende Niesenzimmer, und es dünkt uns dann, wenn wir sie betreten, daß in dieser Stadt unser Sinn für Maß nicht genüge. So auch war das Wohnzimmer weit und hoch, dessen vier mächtige Fenster auf einen guten und stillen Rio hinausblickten.

Der Einrichtung dieses Zimmers fehlte vollkommen jener unangenehme Geschmack, der den Wohnräumen venezianischer Patrizier fast immer anhaftet, der muséale Charakter, der daher kommt, daß alle Möbel, Spiegel, Lustern aus den großen Epochen der Stadt in die unsere herübergeerbt wurden, von der auch kein Luftzug in diesen Grüberkammern uns erfrischt. Der Senator haßte, trotz seines Humanismus, alles Antiquitätentum, und Venedig, soweit es die Riesenscheuer abgemähter Zeiternten ist, liebte er nicht. Dennoch hatte er den Sitz in seiner provinziellen Heimatstadt aufgeschlagen, aus Groll gegen Rom und Mailand.

„Sieh“, sagte er zu Verdi, „bei mir wirst du nicht den Trödel der Ahnen finden, der doch nur der Trödel der Händler ist. Verfluchte Zeit das! Unfruchtbare Jugend! Sie schreiben Gedichte a la Horaz, Dramen a la Sophokles, malen Bilder a la Cinquecento, machen Politik a la Byzanz a la, Allah ist groß. Snobismus, mein Lieber!“

der Tat war der noble, altertümliche Raum mit jenseits gegen seinen Stil angefüllt. So stand in dem herrlichen Marmorfamin, der sich als unpraktisch erwies hatte, ein kleiner glühender Eisenofen, und auf der Platte oben, vor einem einzigartig schönen Spiegel eine Petroleumlampe von höchst durchschnittlicher Form.

Vor dem Fenster dehnte sich ein Flügel mit Notensößen auf seinem Rücken. Die dunkle Zimmerwand war von der Bibliothek ausgefüllt, deren Kompagnien zerrüttet und strapaziert aneinanderreichten. Eine Leiter stand vor den Regalen, auf zwei Tischen lagen foliantische Lexika. Trotz seines Widerwillens gegen alles Antiquarische war die klassische Psychologie Lieblingsbeschäftigung des Senators. Als die beiden Herren das Zimmer betraten, erhoben sich zwei junge Leute vom mächtigen Mittelisch, die Söhne des Senators: Italo und Renzo.

Italo, groß, sehr schmal, in maßlosem Graß, auf dem schönen, bewußt aristokratischen Gesicht den Zug von Ironie, wie er von allen unsicheren und ehrgeizigen Menschen so gern affektiert wird. — Renzo, nach Manzoni's Helden genannt, ein etwas jüngerer Bär mit einer schlecht verwickelten und überdies zerbrochenen Brille auf der Stumpfnase. Dieser knapp Zwanzigjährige, dessen Geburt das Leben der Mutter gekostet hatte, ahnte in seiner Kleidung die Manier der Volkstribunen nach, wie sie aus Rußland und Deutschland zu damaliger Zeit in die Schweiz flüchteten. Er war vor einem Jahre Schüler des materialistischen Historikers Labriola in Rom geworden. Jetzt besah er sich auf Ferien bei seinem Vater.

Die Jünglinge standen stramm wie Soldaten, als sie das Gesicht des Vaters erkannten, dessen Büste sie so oft im Schlafzimmer des Vaters gesehen hatten. Junge Menschen, in ihrer noch ungebrochenen Ehrsucht werden von einer

eitlen Erregung ergriffen, wenn sie vor einem bedeutenden oder berühmten Manne stehn. Ein fast erotischer Drang, sich selber auszuzeichnen, (vor einer unsichtbaren Frau zu glänzen), wird durch den Anblick dessen, der schon alles erreicht hat, in ihren Herzen erweckt.

„Meine Söhne!“ Mit einem etwas mürrischen Ton stellte der Senator vor.

Italo und Renzo verbergten sich unwillkürlich sehr tief, als ihnen der Maestro die Hand reichte.

Es ging von Verdi, und nicht nur von seinem Ruhm, eine sehr starke Wirkung auf alle aus, die ihn kennen lernten. Das war weder eine bezaubernde, noch hinreißende Wirkung, viel eher etwas Einschüchterndes, was so lange Zeit unterm falschen Namen „Kälte“ die Tama verbretet hatte. Wenn man diese fernsichtig blauem, stark überwölbten Augen sah, die, wie mans sonst wohl von einer Stimme sagt, soviel Metall besaßen, wurde man von einem unruhigen Zweifel gepackt, ob man sich auch ganz der Wahrheit gemäß betrage.

Die Söhne des Senators schienen von derselben Empfindung heimgesucht zu sein, denn beide hielten ihre Blicke abgewandt. Doch wie zur Rache verstärkt, kehrte bald der ursprüngliche Ausdruck auf die noch kindlichen Gesichtern zurück, bei Renzo eine forciert-gleichmütige Festigkeit, bei Italo eine ironische Höflichkeit, vermehrt um einen Zug von Ungeduld und Ueberhebung.

Die vier Herren hatten um den Tisch Platz genommen. Das Wesen des Senators, von innerlichster Freude erwärmt, war ganz Genugthuung, ganz Stolz. — Er wäre jetzt zu mancher guten That, zu Mut und Uebermut fähig gewesen, wenn nicht die gebändigte Art des Freundes, das Bewußtsein, daß seine Liebe nicht so stark erwidert wurde, wie sie hinströme, ihn gehemmt hätten.

„Dusch mit neugierigem Gesicht stand in der Thür.

„Santo, meinen Santo bring!“

Als der dunkelgoldene heilige Wein im Kristall auf dem Tisch stand, begann der Senator sehr breit Wachsstum, Pflege, Lagerung dieses auf seinem Gute gezüchteten Weines darzustellen. Bei dem Thema wurde auch der Maestro lebhaft, beschränkt seinerseits eine Bordeaux-Rebe, die er in Sant Agata gepflanzt hatte, erzählte, wie er bei seinen vielen Aufenhalten in Frankreich das Geheimnis der Rotweinbehandlung hier und dort erlirkt, und wie er es nun auslande gebracht habe, daß in seinem Keller ein Wein liege, der sich vor dem besten Bordeaux nicht zu schämen brauche, und, im Gegensatz zu allem italienischen Gewächse, mit dem Alter gewinne.

Während dieses Gespräches machten die beiden alten Herren keineswegs den Eindruck von Genießern, sondern sie glichen zwei großen Bauern, die nach dem Wochenmarkt in der Kleinstadt-Ostervia sthen, und sich über Kauf, Verkauf, Wetter und Ernte unterhalten.

„Aber du rauchst ja!“

Der Senator stürzte zu einem Kasten, den er nach nervöser Schlüsseluche umständlich aufschloß. Er häufte vor Verdis Platz einen Berg von Havanna'sticken. Da zeigte sich auch auf des Maestro Gesicht einen Augenblick lang etwas wie Bier. Sie prüften und berochen all die Henry Clays, Upman, Wadd, Roger und Carapaks, die langen knorrigen Agarren, die am oberen Ende stumpf abgesehnittenen, die bilden und zugespitzten, die mit breiten, die mit schmalen Bänden und die in Stannio'siber verpackten.

Der männliche, kräftig pflanzenhafte Geruch des amerika'nischen Tabaks verbreitete sich rings. Der Senator pries besonders eine Sorte, die ihm von einem Offizier in

Diensten der ehemaligen Südstaaten geschenkt worden war. Die Freunde brannten sich zwei große, ganz grün überporentete Zigarren an. Der wie eine satte Harmonie duftende Rauch stieg zur dunkeln Decke.

„Ihr mit euren dummen Zigaretten“, sagte der Senator mit einem Seufzer zu seinen Söhnen, als bedauere er ein weißfisches Geschlecht.

„Ich rauche nicht, Vater“, konstatierte Renzo, der übrigens auch keinen Wein trank, mit einer leicht dogmatischen Betonung.

Der Maestro betrachtete die jungen Leute, dann wandte er sich an Vater und Söhne:

„Es tut mir sehr leid, meine Herren, daß ich Ihre interessante Unterhaltung gestört habe . . .“

„Gekerei! Ich sage nichts als dies . . .“

— Nach diesem ebenso unverständlichen wie unmotivierten Ausruf wischte er sich die Stirn, die aus Gründen einer sehr zusammengesetzten Erregung feucht geworden war.

Verdi blickte fragend zu ihm hin.

„Nichts als Gekerei! Du kennst mich. Bei Gott, ich bin kein laudator temporis acti. Aber nun sind wir oben auf dem Berg und zeigen unsern Kindern das Gelobte Land. Ja! Danke schön! Sie steigen auf der andern Seite wieder hinunter. Ich habe einen Pallavicino gefannt, der dem Viktor Emanuel, dem Sohn des Verräters, seinen sowie nur vergoldeten Annunziatenorden zurückgeschickt hat. Und das war ein alter Mann. Aber die heutigen jungen Männer? Darum der ganze Ausschweifung, die dynamitgeladenen Worte und Taten? Damit eine banale Gesellschaft von Schleichern und Strebern, den Küßel im Dreck von gestern, die Körner von vorgestern sucht? Mein Verdi . . .“

Asthmatisch schnappte der Senator:

Verdi, mir scheint nun, daß wir mit unsern patriotischen Moralen und Idealen nichts als Phrasendrescher gewesen sind, und daß die Herrschaften des Tages die Geschäfte, worauf es doch nur ankommt, viel besser verstehen. Diese Realisten . . .“

In dem beschämenden Gefühl, übers Ziel geschossen, und sich nicht klar ausgedrückt zu haben, schlug der Senator auf den Tisch und versicherte nochmals voll Ekel:

„Diese Realisten!“
als nagte er mit diesem harmlosen und vieldeutigen Ausdruck all seine Feinde ans Holz.

Renzo sah seinen Vater an, wie ein Mann, der einer Rede, wenn sie auch aus unzureichendem und unberufenem Munde kommt, teilsinhaltlich dennoch zustimmen kann. Italo verkniff Born, indem er, ohne bemerkt zu werden, eine im- pertinente Verbeugung gegen den Senator hin machte.

Verdi wandte sich mit einem schwach mißbilligenden Lächeln an seinen Freund als derjenige, dem es vor allem um die Berechtigtigkeit geht:

„Mein Alter! Es hat unter uns gewiß mehr Phrasenre, Poeseure, Taiseure gegeben als ehrliche Burschen. Aber einige waren doch drunter. Heute wirds nicht anders sein, als es gestern und immer gewesen ist.“

Italo machte eine sehr artige Kopfbewegung zu Verdi hin. Seine Stimme klang schüchtern:

„Ich danke Ihnen, Signor Maestro! Papas Philippika sollte vor allem mich kränken.“

Wie so viele gutmütige Menschen fühlte der Senator leidend, daß er irgend ein Unrecht begangen habe. Aber indem er litt, ward er nur noch erregter, unklarer, verkehrender:

„Ja, du!“ — Er sah seinen Sohn Italo nicht an. — „Dein Um und Auf ist, daß dich der Präsident von

Spanien in seinem Palazzo gnädig empfängt, und daß diese ganze Sippschaft von Moccenigo, Morosini, Albrizzi, Balbi, Grimani dich entzückend findet."

Italo hat die unbezahlbare Eigenschaft im Arger ruhig zu werden, ein Vorzug, den er mit allen Menschen teilt, deren Wirkungs-Bewußtheit niemals aussetzt. So konnte er jetzt mit verbindlichem Ton ohne eine Spur von Geiztheit sagen:

"Papal Warum soll denn diese Gesellschaft schlechter sein als irgend eine andere? . . ."

Ohne weiter zu sprechen, wurde er mit Rücksicht auf die Anwesenheit des Maestro rot. — Jetzt mischte sich auch Renzo in's Gespräch:

"Aber, wir haben doch eine abstrakte Unterhaltung geführt, Vater, wozu diese persönlichen Ausfälle?"

Verdi gab stumm zu verstehen, daß er in diesem Fall die abstrakte Unterhaltung vorziehe. Renzo nahm Postur an:

"Es wurde die Frage besprochen, ob die Kunst innerhalb der menschlichen Gesellschaft einen Zweck habe, ohne den sie nicht zu denken ist. Nein, Zweck ist nicht das Wort, einen Sinn, . . . eine Aufgabe . . ."

Der junge Theoretiker wurde verlegen, geriet in's Stottern:

"Gehört zu einem dramatischen Werk, zu einer Musik der Zuhörer als ebenso notwendiger Teil wie dieses Drama, diese Musik selbst? Oder lebt ein Kunstwerk unabhängig . . ."

Der Senator war aufgesprungen und schrie:

"Und ich sage euch, ein Kunstwerk hat nur den einen einzigen Zweck, Menschen zu begeistern und groß zu machen! Alles andere ist kein Kunstwerk, sondern ein eitles Krankenextremement."

Renzo, ebenso wie Italo übten gegen ihren hitzigen Vater

eine Art sarkastischer Nachsicht. Mit der ganzen einfältigen Wichtigkeit eines Knaben, der seit vier Wochen eine imponierende Terminologie beherrscht, überhörte Renzo den Ausbruch des Senators und setzte dozierend fort:

"Ich für meine Person stehe auf dem Standpunkt, daß man einen Teil des ökonomisch-sozialen Gesamtlebens nicht für sich allein betrachten darf. Willst du den Zeiger verfehlen, — mußt du ins Uhrwerk sehn", sagt das Sprichwort."

"Ach du mit deinem Labriola und deinem Marx!"

Der Senator setzte sich wieder hin:

"Maestro! Nur du kannst darüber Richter sein."

Verdi haßte solche Kunstgespräche wie den Teufel. Trotzdem zeigte sich in den vielen Gältschen um sein Auge wieder dieses reizende Lächeln:

"Ob ich das rechte Urteil habe, weiß ich nicht, denn es ist schon lange her, daß ich solch ein Ding, das man Kunstwerk nennt, zustande gebracht habe. Aber als Agronom, als Landwirt, wenn ihr wollt, weiß ich, daß alles, was da draußen wächst, zwar ganz bestimmt nur um seiner selbst willen wächst, aber am Ende doch Futter wird."

"Und die Blumen, Maestro?"

Dieser Einwurf Italos war ganz richtig. Trotzdem verteilte den Senator die Keckheit dieses Reichhabens. Er fühlte sogleich wieder das Bedürfnis, seinem Alttesten einß zu versetzen:

"Blumen, Blumen! Eine schöne Blume, dein Wagner!"

Der Name war gefallen. Obgleich sie gewiß nicht von Maestro, noch von den ahnungslosen Söhnen, noch vom Vater ausging, herrschte einen Augenblick lang eine feierliche Peinlichkeit. Der Senator, der heute, wie so oft, wenn er innerlich bewegt war, Unglück stiften mußte, suchte das Unbestimmte gut zu machen:

„Stalo, wisse, ist Geiger. Er hat heute bei der Jugend-
symphonie Wagners mitgewirkt. Ubrigens, die Reklame
versteht dieser Musikheilige gut. Kommst du mittags auf
die Piazza, dich ein wenig von der Sonne beschneiden zu
lassen, und bei Florian oder bei Quadri deinen Vermit
zu trinken, da hörst du's überall von den feinen Leuten!
Wagner hin, Wagner her. Ah, bah!“
Stalo, dessen sonst ein wenig suffisante Miene wie ausge-
wechselt war, und der das Effatikergericht der jungen
Menschen plötzlich zeigte, die im Gange des Teatro la
Genice den Meister umgeben hatten, wandte sich, die Hand
auf dem Herzen, an den Gast:

„Sie kennen doch Richard Wagner, Signor Maestro?“

„Ich kenne ihn nicht. Ich kenne sehr wenig Menschen.“

„Schade! Schade!“

„Einen Moment lang lag ein Nachdenken im Auge des
jungen Mannes:

„Aber die Musik, diese ewige Musik müssen Sie doch kennen
und lieben?“

Der Senator lachte auf.

Verdi wurde eiskalt, und als ob der Fragesteller viel zu
geringfügig für eine Antwort sei, wandte er sich an eine nicht
vorhandene Person im Zimmer um Rechenhaft zu geben:

„Ich kenne von Wagners Musik Sannhäuser und Lohen-
grin, von den späteren Werken nur einige Bruchstücke.
Wir sind Italiener. Das Prinzip unserer Musik ist
grundverschieden von dem der deutschen. Die deutsche Musik
beruht auf dem sogenannten temperierten Instrument, wie
es das Klavier und die Orgel ist, auf der abstrakten, fast
nur gedachten Note. Die italienische, unsere, auf dem
freischwingenden Gesangston, auf der Vokalität. Wir müssen
wissen, wohin wir gehören.“

Diese Worte, so leise und ruhig sie auch gesprochen wurden,
waren von solcher Bestimmtheit erfüllt, waren so sehr Er-
kraft von Kämpfen und Anfechtungen, Zweifel und Siegen,
daß sie wie Worte eines Herrschers für einen einfachen
Knecht zu groß ausfielen und Betretenheit erzeugten.

Der Senator war geradezu froh, als der junge Diener
eintrat und meldete:

„Der Herr Marchese sind eben aus dem Theater heim-
gekehrt.“

„Der Herr Marchese pflegen allnächstlich aus dem Theater
heimzukehren. Wo haben sie denn heute gespielt?“

„Am Teatro Rossini!“

Der Diener rührte sich nicht. Sein Herr blickte ihn er-
starrt an:

„Was sonst?“

„Der Herr Marchese wünschen vorzusprechen.“

„Ah, eine große, eine seltene Ehre. Kenzo geh! Das
heißt...“

Der Senator blickte Verdi an:

„Das heißt, wenn es dir recht ist!“

Der Maestro sah auf die Uhr:

„Welcher Marchese?“

„Unser Hausherr. Der uralte Narr. Grützl!“

„Grützl? Grützl! Was!? Der berühmte Hundertjährige?!“

„Der Hundertjährige! Ein Trost für uns beide, mein
Verdi!“

„Was? Diese Sage, diese Mythe aus dem achtzehnten
Jahrhundert ist dein Hausherr?“

„Ja, ihm gehört dieses Haus, das er noch besitzen hat,
als es ein Theater war. Vor fünfundsiebzig Jahren ließ
er es umbauen.“

„Grützl Grützl? Das ist doch der Mann, der seit dem

Jahre 1790 oder, weiß der Teufel, 1690, täglich ins Theater geht. Ein Gespenst . . .

„Er wird dir die Daten nicht ersparen.“

„Ich habe ihn kennen gelernt,“ — (der Maestro dachte einen Augenblick nach), — in Petersburg. Das ist vielleicht fünfundzwanzig Jahre her. Jeden Abend saß er in einer Loge des Marientheaters. Er war Ambasciatore des Kirchenstaats. Auf sein Alter schien er nicht das richtige Gewicht zu legen. Sein Bart und sein Haar waren schwarz, allerdings violett gesprengelt.“

„Er hat gewiß erfahren, daß du im Hause bist und will dir seine Schätze zeigen. Sie sind originell.“

Draußen wurde eine helle Stimme vernehmbar, der die gewisse nonchalante Langgezogenheit der Laute zu eigen war, an der man die Leute von Welt erkennt, die allen vorangegangenen und künftigen Widerspruch durch ihre höflich-unverschämte Redeweise auslöschten. Zugleich bediente sich diese Stimme einer Sprache, die, obgleich reines Italienisch, in Klang und Sachbildung das Gemischte, absichtlich wurzellose, jenes Dolapuf kennzeichnete, das der Diplomat zwecks Unterscheidung anderer Welt gegenüber sich angewöhnt.

Die Stimme hatte unbedingt viel Suggestion, denn alle Augen hingen starr an der Tür, die sich langsam öffnete, und aus ihrem schwarzen Raum die Erscheinung einließ, hinter der sehr belustigt Renzo und ein weißhaarig=toternster Livortier sichtbar wurden.

In einem ganz neuen, ganz modischen Grad, in reflektierendem, edel vorgewölbttem Hemd, auf dem kein Fältchen, kein Schatten, keine Buchtung den Eigensinn des lebendig

darunter pochenden Leibes verrieten, mit lang zugespitzten Pariser Lackschuhen, die mehr auf dem Leisten als auf einem Fuß zu stecken schienen, bewegte sich in den Lichtkreis des Zimmers der Automat eines Grandseigneurs. Von der rechten Schulter hing am unbelebten Nemen im Etui ein Winokel herab. Die eine Hand im weißen Glacé stützte sich auf den Eisenbeinkopf eines felsam=veralteten Stocfes. Das einzige Leben schien von der anderen unbefühnten Hand auszugehen, deshalb, weil sie aufrichtig den Eindruck des Toten machte. Sie hing, von der verruschten runden Manschette zu drei Vierteln umfüllt, wie eine braun=verschrumpte kleine Tierleiche hinab. Der Kopf, auf dem schon längst kein Haar und Härchen mehr wuchs, war gar nicht fattig, und wenn auch nicht blank spiegelnd, ershien er doch wie gebügelt.

Die Züge hatten etwas Gleichgültiges, Wesenloses, jenseits von Alter und Jugend, Leben und Nichtleben, etwas gar nicht Vorhandenes. Lippen waren nicht da, in einer beweglichen Öffnung zeigte sich ein weißes und unwilliges Weibß. Das gewaltige Gerüst einer Nase sprang vor, die in der Mitte wie gebrochen stumpfwinklig abwärts hing. Nur das Vogelauge, brauenlos, lidlos und umrötet, hatte das raschkreisende Leben eines fieberkranken Tieres. Der eingeschundene Hals konnte nicht mehr Weite als acht=undzwanzig Zentimeter zählen. Wie große, braune, schuppenartige Gebilde hingen die schlaffen Hauttaschen übereinander. Mäherlich groß stieß bei jedem Atemzug der Adamsapfel vor. Wie der Mechaniker am auf= und nieder tauchenden Kolben das Leben der Maschine ablesen kann, so beobachtete man an diesem präzis arbeitenden Schloßkopf das Leben der Erscheinung.

Die Augen des Marchese hatten sich nun an das Licht

gewöhnt. Ohne seinen Blick auf einen der Anwesenden einzustellen, führte er mit durchaus schöner Bewegung seine beiden Hände, die bekleidete und den nackten kleinen Kadaver an den Mund und küßte grazios die beiden Daumen. Diese Geste war als Zeichen der Entzückung während des Wiener Kongresses Mode geworden.

Dann neigte er leicht den glatten Kopf, und die helle

Stimme, die ihm gar nicht anzugehören schien, sagte:

„Ich beglückwünsche mich, dem großen Künstler zu begegnen.“